

# SCHWARZ

# AUF WEISS

INFORMATIONEN UND BERICHTE DER KÜNSTLER-UNION-KÖLN

<b>Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln .....</b>	<b>1</b>
<i>Predigt zum Aschermittwoch der Künstler in St. Kunibert in Köln am 9. März 2011.....</i>	<i>1</i>
<b>Prälat Josef Sauerborn .....</b>	<b>5</b>
<i>Zur Eröffnung der Akademie am Aschermittwoch der Künstler.....</i>	<i>5</i>
<b>Wolfgang Frühwald .....</b>	<b>7</b>
<i>Hiob und die schützende Hand Gottes - Zum Bild des Frommen in der Literatur der Gegenwart.....</i>	<i>7</i>
<b>Martin Struck.....</b>	<b>17</b>
<i>Alles Äußerlichkeiten? Zur Ausstattung in unseren Kirchenräumen.....</i>	<i>17</i>
<b>In eigener Sache .....</b>	<b>31</b>



## Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln

### *Predigt zum Aschermittwoch der Künstler in St. Kunibert in Köln am 9. März 2011*

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

dass man die 40-Tage-Zeit vor Ostern ausrichtet auf den neuen Menschen, der man durch den Glauben an den lebendigen Gott wird, ist höchst sinnvoll. Solcher Ausrichtung entspricht neues, praktisches Ernstmachen mit bestimmten Grundweisungen des Evangeliums. Von möglichen Fastenübungen dieser Art seien hier vier besonders empfohlen.

1. Erstwichtigstes in der Rangordnung des Evangeliums nicht länger an die zweite Stelle setzen.

In der modernen Gesellschaft herrscht das Prinzip der Leistung und des „Morgen mehr“ vor. Worin überbiete ich den anderen und mich selbst? Und wie sichere ich mich schon heute für die Zeit, wo ich im Rennen zurückbleibe? Wer in diesem Verhaltens- und Denkschema aufwächst, sieht ringsherum nur Aufgaben, die die Gesellschaft und die eigene Zukunft ihm stellen. Mit solchen Gedanken wacht er morgens auf. Über den Aufgaben sieht er die Gaben nicht mehr, die Welt und Leben ihm sein könnten. Eine Grundordnung des Daseins wird hier mehr und mehr in ihr Gegenteil verkehrt: Der Mensch erlebt und erfährt sich nicht zuerst als Kreatur, sondern als Produzent, und die ihm begegnende Welt ist das Vorhandene und das Handzuhabende und nicht zuerst das Gegebene und das Verdankte. Demgegenüber wäre eine Grundübung des Glaubens das Wahrnehmen, Ernstnehmen und Annehmen des je Gegebenen: Wenn man den Morgen statt mit vor lauter Aufgaben gerunzelter Stirn eher mit der Freude darüber begänne, dass Gott uns ins Dasein rief, dass unser Herz schlägt, dass der Himmel sich über uns wölbt, die Sonne aufgeht, dass da Menschen in liebender Verbundenheit mit uns leben und dass das alles letztlich nicht Leerlauf ist, sondern Beginn einer Zukunft, die Gott gehört und die schon begonnen hat. Und wenn wir dann den Tag über Auge und Herz aufhielten für das je Gegebene und vor allem für den Gegebenen, also für Gott selbst und den Mitmenschen auf unserem Weg, für sein Anderes und Eigenes, sein uns Ergänzendes, dann heilt das unsere eigene Seele.

Wir sollten davon ausgehen, dass in jedem Menschen Licht ist, das dazu bestimmt ist, unser eigenes Dunkel zu erhellen. Bevor wir einem anderen etwas sein können, muss er selbst uns etwas bedeutet haben. Nur vom Gegebenen her lebt man richtig. Nur so versäumt man über dem selbst geplanten Danach nicht das gewährte Jetzt, über dem eigenen Vorhaben nicht den Plan, den Gott mit der Welt und mit uns selbst hat. Nur so übersieht man auch nicht den Verwundeten am Weg. Bei allem gibt es eine Gegebenheit, die größer ist als alles andere, dass wir nämlich Gott in Jesus Christus

mit seinem offenen Herzen, seinen offenen Händen und Armen gegeben sind. Alles ist umfassen von der sich für uns in den Tod gebenden Liebe Gottes.

## 2. Mahnung zum Danken

Diesem Glauben entspricht die in unseren Gottesdiensten immer wiederkehrende Mahnung, die Grundordnung aller Dinge dadurch wiederherzustellen und zu wahren, dass man Gott „immer und überall dankt“. Das besagt, sich zunächst einmal offenen Sinnes die Welt und den Tag in dem Vertrauen schenken zu lassen, dass alles uns Begegnende in einem großen Sinnzusammenhang steht, der Liebe heißt, und dass ein Geber das Gegebene verantwortet. Gewiss ist nicht alles Gegebene in sich dankenswert: Sünde, Unrecht sind Gegebenheit, die es anzunehmen gilt, um sich an ihnen als Überwinder zu bewähren. An sich haben sie mit Dank nichts zu tun. Aber der Glaube dankt für die Erkenntnis und für die Kraft zu ihrer Überwindung und stellt sich ihnen so als Gegebenheiten, denen er nicht den Rücken kehrt. Der Glaube weiß dankbar, dass auch und gerade diese Sinnlosigkeiten durch das Geschehen von Golgota integriert sind in einen letzten kommenden Sinn, in einen Zusammenhang, der am Ende Heil, Leben und Friede heißt, an dessen Verwirklichung aber schon hier und jetzt jeder Gutwillige beteiligt wird.

## 3. Der Verzicht

Dass man einen von eben diesem Zusammenhang her nahegelegten Verzicht nicht länger verweigert, wäre dann eine weitere, nicht weniger wichtige vorösterliche Lebensübung. Schon die Wahrnehmung des Zusammenhangs, das biblische Wort dafür heißt „Bund“, schließt Verzicht ein. Denn nur der Glaube nimmt den Bund wahr. Und nur in der beharrlichen Übung solcher Wahrnehmung bleibt einer gläubig, behält er die Kraft zur Integration in diesem Zusammenhang, in diesem Bund. Das aber erfordert das Zurückstellen vordergründiger Ansprüche und immer wieder Zeit und Stille. Die Nahziele einer Welt, die fortschreitend neue und gesteigerte Bedürfnisse im Menschen zu wecken sucht, die ihm an Machwerk immer mehr und immer Perfekteres anbietet, aber auch abfordert, lassen ihm oft gar keine Zeit mehr, um den letzten Fragen ins Antlitz zu sehen und an den leidenden Bruder und an die leidende Schwester zu denken. Dann stumpft der Glaubenssinn ab. Gott wird unwichtig, wenn er nicht mehr die höchste Wichtigkeit hat.

Darum die Mahnung des Kolosserbriefes im dritten Kapitel, zweiter Vers: „Schmeckt, was droben ist, nicht was unter der Erde ist“, so die wörtliche Übersetzung. In der Osternacht wird diese Stelle als Epistel verwendet. An die Neugetauften gerichtet, geht das Wort auf den Erstempfang der Eucharistie. Es besagt aber zugleich auch, dass man den Geschmack an Gott auch wieder verlieren kann, wenn man nicht in einer entsprechenden Entscheidung für dieses Brot lebt, es dementsprechend nicht mehr unterscheidet von gewöhnlicher Speise, sondern dass man alles auch noch mitnehmen und auskosten will, was einer orientierungslos irdischen Welt als erstrebenswert gilt. Der Christ, der kommuniziert, ist verantwortlich dafür, dass er diesen Zusammenhang, den ihm die Kommunion gibt, nicht wieder verliert, mehr noch, dass er ihn für andere

zum Leuchten bringt. Daraus ergeben sich Konsequenzen der Lebensführung, die unter Umständen querstehen zur Praxis einer andersdenkenden Umgebung.

Verzicht ist beim Christen desweiteren da fällig, wo seine Freiheit in Christus, seine Offenheit und Verfügbarkeit für die Sache des Evangeliums Schaden zu leiden droht. Es gibt Gebundenheiten, die nicht Gottes „Ja“ haben und die uns ihm auf die Dauer entfremden. Meist liegen sie im Bereich, um den man einen Nebelring von Unaufrichtigkeiten zieht. Verzicht ist nur sinnvoll, wenn es dabei um den Gewinn oder die Bewahrung eines größeren Wertes geht. Kennzeichen echter Verzichtsmotivation ist Heiterkeit und Gelassenheit. Ein angstgeborener, bloß legalistischer Verzicht wäre kein christliches Gewächs. Verzicht, wie ihn die Bibel will, ist Rettung der Freude.

#### 4. Die Freude

Hier kommt nun eine weitere Fastenübung in den Blick: die Freude. Freudlosigkeit, wie man sie heute oft auch unter Christen antrifft, zunehmende Unfähigkeit zu tiefer und dauernder Freude, hat nicht nur ihren Grund in einer Anpassung an eine säkulare Welt mit großer Entscheidungslosigkeit und mangelnder Wahlbereitschaft. Nein, die Freudlosigkeit ist begründet in unkontrollierter Nachgiebigkeit gegenüber der Neigung, in seiner Umwelt mehr das Ungute als das Gute zu sehen und festzustellen, eher die Schatten als das Licht wahrzunehmen und ins Gespräch zu bringen, lieber herabzuschauen als aufzuschauen, lieber zurückzuschauen als vertraut nach vorn zu schauen zu neuen Horizonten. Die Folge ist ein trostloses Dunkel: Unten leuchtet nichts. Und nur Gewesenes liegt in der Richtung des Grabes. Es entspräche österlicher Ausrichtung, wenn wir Christen uns darüber klar würden, dass wir dazu da sind, Gottes „Ja“ zum Menschen mitzuvollziehen. Nur so würden wir dieses „Ja“ als auch zu uns selbst gesagt immer wieder ganz neu erfahren und darüber in der Freude sein.

Es gibt berechtigte Kritik, aber wenn Kritik das Durchgängige unserer Gespräche bildet, wenn Alt gegen Jung und Jung gegen Alt, wenn Gruppen gegen Gruppen argumentieren und diese Festnagelungen das Klima auch in christlichen Bereichen bestimmen, dann stimmt es nicht mehr mit unserem Christentum! Ob wir uns wohl genügend Rechenschaft darüber geben, wie viel Selbstgeltungs- und Selbstbehauptungsdrang und wie viel Kompensationsbedürfnis in diesem fortwährenden Be-urteilen und Ver-urteilen stecken? Das Unten des anderen ist jeweils mein Oben, sein Weniger ist mein Mehr, seine Fehler sind meine Rechtfertigung.

Man macht heute immer wieder den mündigen Menschen und den mündigen Christen geltend. Mündig ist nach dem vierten Kapitel des Galaterbriefes, wer sein Heil nicht mehr von einer Buchstabenordnung abhängig macht, sondern mit und in der Unmittelbarkeit zu Gott, die Christus uns gebracht hat. Er sagt: „Abba“ – „Vater“ (vgl. Gal 4,1-7). Es ist das intime Wort des Sohnes, gesprochen in der Liebe des Sohnes, dessen Gehorsams-Ja zu Gott auch das Durchhalten-Ja zu seinen Menschenbrüdern war. Der Geist des Sohnes ist daher ein „Ja“-Geist. Sein bis zur Kreuzigung durchlebtes und durchlittenes „Ja“ hat dem „Nein“ unseres Versagens standgehalten, hat Gottes „Ur-Ja“ zu uns, das sich durch kein menschliches „Nein“ aus den Angeln

heben lässt, hörbar gemacht. Wenn man das dunkle „Nein“ menschlichen Irrs und Versagens immer nur kritisch feststellt und festhält und damit gleichfalls wieder nur „Nein“ sagt, ohne ein größeres, auflichtendes „Ja“ spürbar und erkennbar zu machen, so hat sich in der Welt nichts zum Guten verändert. Es ist nur noch mehr „Nein“ geworden, noch mehr Abbau von Hoffnung und Freude.

Freudlosigkeit, das ist der ganze Bereich des „Nein“, und zwar darum, weil jedes „Nein“ immer vom größeren „Ja“ isoliert und trennt. Wo aber das aushaltende „Ja“ ist, da wächst Verbundenheit, da wird die österliche Wirklichkeit aus der und auf die hin wir in diesen Wochen leben, bewährt und bezeugt. Es ist eine große Chance, die Gottes Gnade uns mit diesen 40 Tagen schenkt. Nehmen wir sie nicht nur zur Kenntnis und verbleiben wir nicht nur im dunklen Nein, sondern steigen wir ein in das Abenteuer dieser 40 Tage - und das Angesicht der Erde wird sich ein wenig positiv verändern! Amen.

+ Joachim Kardinal Meisner  
Erzbischof von Köln

## **Prälat Josef Sauerborn**

### **Zur Eröffnung der Akademie am Aschermittwoch der Künstler**

Sehr geehrter, lieber Herr Kardinal, verehrte Künstlerinnen und Künstler,  
meine Damen und Herren,

der Aschermittwoch hat sein eigenes Gewicht. Er löst nicht nur die drei tollen Tage ab und bereitet ihnen ein relativ abruptes Ende, mit dem nicht jeder klar kommt. Er konfrontiert zudem den Menschen mit seiner Endlichkeit und seiner Umkehrbedürftigkeit. Endlichkeit und Umkehrbedürftigkeit aber stehen nicht hoch im Kurs. Alles soll unterhaltsam sein und dem Leben eine scheinbare Grenzenlosigkeit suggerieren. Die Tradition des Aschermittwochs der Künstler betont bewusst das Verstörende dieses Tages, der ja erwachsen ist aus der großen Leiderfahrung der Kriege des letzten Jahrhunderts. So ist der Aschermittwoch nicht einfach eine nette, irgendwie zum Schmunzeln reizende Bezeichnung für ein Künstlertreffen. Der Aschermittwoch hat zutiefst mit dem zu tun, was die Künstler umtreibt. Sie verstehen ihr Tun nicht als dekoratives Beiwerk einer verspielten Bürgerlichkeit, die sich vielleicht etwas jenseits der eingefahrenen Spuren amüsieren will. Der Künstler sucht in seinem Werk nach dem Ausdruck, der aufdeckt und so auch verstört. Oft will er konfrontieren, sich der Gefahr des Gefälligen verweigern. Kunst ist nicht, was kommt, wenn alles andere erledigt und noch Geld und Muße übrig bleiben. Kunst gehört zum Wesensvollzug des menschlichen Daseins. Den Menschen gibt es nicht ohne Kunst.

Zu diesem Aschermittwoch haben mit dem Herrn Kardinal die beiden Künstler Erich Krian und Axel Schenk eingeladen. Erich Krian lebt und arbeitet in Dortmund. In seiner Ausstellung „Zornesröte über Teer“, die er Anfang des Jahres im Maternushaus zeigte, setzte er sich mit dem Kreuz auseinander. Die so entstandenen Kreuzesbilder verdanken sich keiner konzeptionellen Idee, als habe sich der Künstler absichtsvoll diesem Thema zugewandt. Eher ist es ihm wohl zugewachsen, hat sich ihm im künstlerischen Prozess gezeigt. Dieser Prozess ist biographisch verwoben, er ist kein l'art pour l'art. Der Künstler hat in tief greifender Leiderfahrung nach einem Ausdruck, ja nach einem Abarbeiten seines Schmerzes gesucht in seiner Sprache, der Malerei. Er hat nicht nach dem Kreuz gesucht. Es hat sich ihm gezeigt. Es drängte sich ihm aus der Bildtiefe auf. Daraus sind die Kreuzbilder erwachsen, die das Kreuz in unterschiedlichen Farbatmosphären und Bildkompositionen aufscheinen lassen.

Während des Aschermittwochs ist die Ausstellung Axel Schenks zu sehen. Kompromisslos und heute schon provokant wirkend titelt er sie: Abstracts. Im wirbelnden, pastosen Farbauftrag wachsen Bilder heran, die eine suggestive Kraft entfalten. Der Betrachter wird in helle Welten gezogen und verliert sich in ihnen wie auf schäumenden Wogen. Der kurze, kräftige Pinselaufschlag, der die Farbe vor sich herschiebt und zu kleinen Hügeln und Bergen formt, bringt eine reliefierte Landschaft hervor von ganz eigenartiger Wirkung. Der kreisende Wellenschlag der Pinselführung schafft für Momente der Aufmerksamkeit einen konzentrierten Fixpunkt, der sich sogleich wieder verliert und aufgibt in die nächste kreisende Bewegung. Der Ordnung

suchende Blick wandert so über die ganze Bildfläche und erahnt in dieser Wanderung das Gefüge einer Bildwelt von großer Weite.

In der heutigen Akademie steht die Literatur im Mittelpunkt. Prof. Dr. Wolfgang Frühwald spricht zum Thema: Hiob oder das Bild des Frommen in der Literatur der Gegenwart. Ich darf Sie, Herr Prof. Frühwald, herzlich begrüßen. Schon einmal hatten die Teilnehmer des Aschermittwochs die Freude, Sie hören zu dürfen. Prof. Frühwald lehrte an der Ludwig-Maximilians-Universität München Neuere Deutsche Literatur. Er ist Ehrenpräsident der Alexander-von-Humboldt-Stiftung. Prof. Frühwald ist ein profunder Kenner der Gegenwartsliteratur mit einem besonderen Gespür für verborgene oder offenlegende religiöse Bezüge. Wir sind gespannt auf Ihre Ausführungen.

Meine Damen und Herrn, Sie erlauben mir einen kleinen Vorblick auf den heutigen Nachmittag und Abend.

Um 17.30 Uhr sind Sie eingeladen zum Besuch der Ausstellung „Noli me tangere“.

Herr Dr. Kraus wird uns dort freundlicherweise eine kleine Einführung geben.

Um 19.30 Uhr beginnt in der Minoritenkirche die Aufführung der Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach mit Einspielungen zeitgenössischer Videosequenzen von Franziskus Wendels. Es spielt das Consortium Musica Sacra. Es singt der figuralchor köln. Als Solisten wirken mit Johanna Winkel, Sopran, Christine Wehler, Alt, Manuel König, Tenor, Fabian Hemmelmann, Bariton, Thilo Dahmann, Bass. Die Leitung hat Richard Mailänder.

In diesem Jahr begeht der figuralchor köln sein 25-jähriges Bestehen. Seit Beginn seiner musikalischen Arbeit ist er der Künstler Union Köln und damit der Künstlerseelsorge unseres Erzbistums eng verbunden. So haben Mitglieder des Chores wie so oft in den vergangenen Jahren auch heute den Gottesdienst zum Aschermittwoch musikalisch gestaltet. Für die engagierte musikalische Arbeit in den vergangenen 25 Jahren danken wir dem figuralchor köln und seinem Dirigenten Richard Mailänder herzlich und wünschen ihnen Gottes Segen für eine weitere fruchtbare Arbeit.

Zum Beginn der Akademie hören wir nun die deutsche Erstaufführung einer Komposition von Pawel Łukaszewski. Das 3. Streichquartett aus dem Jahre 2004 wird vom Neuen Rheinischen Streichquartett gespielt. Die Mitwirkenden sind Albert Rundel, 1. Violine, Naomi Binder, 2. Violine, Valentin Alexandru, Viola, Gerhard Anders, Violoncello.

Zum Ende der Akademie darf ich den Herrn Kardinal um das Schlusswort bitten.

Prälat Josef Sauerborn  
Künstlerseelsorger

## **Wolfgang Frühwald**

### **Hiob und die schützende Hand Gottes - Zum Bild des Frommen in der Literatur der Gegenwart**

#### *Das Vorbild der Frommen*

Wer in der literarischen Überlieferung nach dem Idealbild eines Frommen sucht, wird auf Hiob treffen, den biblischen Dulder, der seit dem Buch Hiob des Alten Testaments über das Ringen des Menschen mit Gott, über die Prüfungen des Glaubens und vor allem über jene Leidensfähigkeit berichtet, von denen die Verhaltensforscher meinen, sie gehöre zu den Charakteristika der menschlichen Spezies. Der Mensch, sagen sie, halte einfach zu viel aus. Das Vorbild des leidenden und gequälten Menschen ist in der Figur des Dulders Hiob vermutlich in der Zeit des babylonischen Exils der Juden um 587/86 vor Christus entstanden. Das Volk Israel hat (wie Theresia Mende sagte) seine bis zur Shoah gesteigerten, mehrtausendjährigen „Leiderfahrungen und sein Hadern mit Gott“ immer wieder in diese literarische Figur eingetragen.

Durch Martin Luther wurde Hiob der Frömmigkeit gewonnen, und Frömmigkeit meint dabei Gottesfurcht und Leidensfähigkeit. In Luthers Übersetzung des Buches Hiob nämlich spricht der Herr zum Satan: „Denn es ist seinesgleichen im Lande nicht, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse und hält noch fest an seiner Frömmigkeit; du aber hast mich bewogen, dass ich ihn ohne Ursache verderbt habe.“ Als der Herr dann Hiob in die Hand des Bösen gibt und der seinen Leib mit Geschwüren schlagen darf, „von der Fußsohle an bis auf seinen Scheitel“, sagt Hiobs Frau zu ihrem Mann: „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja, sage Gott ab und stirb!“ Doch Hiob antwortet ihr: „Du redest wie die närrischen Weiber reden. Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollen das Böse nicht annehmen? In diesem allem versündigte sich Hiob nicht mit seinen Lippen.“ (Hiob 2,3,9-10)

Die Leidensgeschichte Israels – und nicht nur die Israels – spiegelt sich demnach durch die Jahrhunderte hindurch in biblischen Gestalten und Szenen, deren Ursprung religiös-literarischer Natur ist. Seit dem großen Modernisierungs- und Rationalisierungsschub am Ende des 18. Jahrhunderts haben sie sich, wie andere Sinnbilder einstmals öffentlicher Wertbereiche auch, immer stärker in die erzählende Literatur zurückgezogen. Hiob ist dort Verwandlungen ausgesetzt, deren Trauer dem hoffnungsträchtigen Grundtenor der biblischen Erzählung nicht mehr entspricht. Die Geschichte kann nämlich auch einen anderen Ausgang nehmen als es der im 42. Kapitel des Buches Hiob über den Dulder ausgeschüttete Segen verkündet: „Und der Herr segnete hernach Hiob mehr denn zuvor, dass er kriegte vierzehntausend Schafe und sechstausend Kamele und tausend Joch Rinder und tausend Eselinnen. Und kriegte sieben Söhne und drei Töchter [...]. Und Hiob lebte nach diesem hundertvierzig Jahre, dass er sah Kinder und Kindeskindern bis in das vierte Glied. Und Hiob starb alt und lebensatt.“ (Hiob 42,13 – 17)

Die Erfahrung der Shoah, in der dieser „andere Ausgang“ konkret wurde, war für das gequälte und zerstreute Volk Israel, das sich in vielen europäischen Ländern mehr als 150 Jahre lang in der laut verkündeten und heimlich verachteten Humanität moderner Zivilisation sicher glaubte, so vernichtend, dass der neue, im 20. Jahrhundert erfolgte Eintrag in die Gestalt Hiobs letztlich sogar den Gottespakt in Frage stellte. Der kanadische Germanist Hans Eichner (1921 – 2009), wegen jüdischer Abstammung 1938 aus seiner österreichischen Heimat vertrieben, erzählt in der Familien-Saga „Kahn & Engelmann“ (Wien 2000) die zu diesem Thema gehörende Geschichte des Rabbiners von Radsin. Es war im Herbst 1942, als im ostpolnischen Włodawa, wohin u.a. jüdische Kinder aus Wien transportiert worden waren, die ersten Transporte in das benachbarte Vernichtungslager Sobibor abgingen. In der Umgebung von Włodawa, auf einem Nebengleis, sah der Rabbiner einen Viehwagen stehen:

„Die Türen standen offen, er blickte hinein, erstarrte und ging zum nächsten Dorf. Dort bestach er mit dem Geld, mit dem er die Fahrkarte nach Warschau hatte bezahlen wollen, ein paar Bauern, die Leichen aus dem Wagen zu holen und zu begraben. Als die Leichen ausgeladen waren, hörte der Rabbiner im Wagen noch ein Geräusch. Er kletterte hinein und sah: In einer Ecke des Wagens saß Gott und weinte. Der Rabbiner weigerte sich, ihn zu trösten.“

Es ist, als sei in dieser Geschichte Gott selbst zum leidenden Hiob geworden. Dabei wird deutlich, dass nicht nur das Leid, sondern auch die Frömmigkeit, eingetragen in die Erzählfigur Hiob, ein Gedächtnis hat. Es ist ein Leidens- und ein Angstgedächtnis und reicht über die Entstehungszeit der Geschichte Hiobs zurück bis in die Anfänge der Menschheit, bildlich gesprochen bis zu Adam und Eva. Als sich nämlich der homo sapiens von seinen tierischen Vorfahren trennte, hat er – kenntlich an Bestattung, an Grabbeigaben und ritueller Körperbehandlung der Toten – offenkundig begonnen, über seine Sterblichkeit nachzudenken. Dieses Nachdenken und die aus ihm entsprungene Klage um die Vergänglichkeit des Schönen sind ursprungsnahe Stammesmerkmale der menschlichen Spezies, so dass Frömmigkeit, im Sinne von Gottesfurcht, unter welcher Gestalt sie auch immer erscheinen mag, zu den transkulturell wirksamen menschlichen Universalien, anders ausgedrückt zur *conditio humana* gehört.

Im Buch Hiob aber findet sich – in der ersten Strafrede des Elihu (Hiob 33,23) – eine Figur, die im Alten wie im Neuen Testament eine nicht zu übersehende Rolle spielt, die des schützenden Engels, der dem Menschen beisteht in seiner Not und als Mittler Gottes vor ihn tritt: „So dann für ihn ein Engel als Mittler eintritt, einer aus tausend, zu verkündigen dem Menschen, wie er solle recht tun, so wird er ihm gnädig sein und sagen: ‚Erlöse ihn, dass er nicht hinunterfahre ins Verderben; denn ich habe eine Versöhnung gefunden.‘“ Diese Engelsingestalten, die als Mittler Gottes erscheinen, die die schützende Hand Gottes im Leben des Menschen sind, „dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit“ (Hebr. 1,14), finden sich immer häufiger in moderner Literatur. Parallel zur Angelologie, die zum Beispiel Andrei Pleșu und Giorgio Agamben wieder entdeckt haben, erscheint die Figur des Engels, des Mittlers zwischen Himmel und Erde, auch als eine mächtige

Gestalt in der Literatur. Je geheimnisloser die Welt zu werden scheint, umso stärker sehnt sie sich offenbar nach einem „Schutzengel“, nach Führung und Geleit.

An einigen wenigen Beispielen aus der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur versuche ich, diese Art von Frömmigkeit zu belegen, und lasse mich dabei von biblischen Prätexten leiten, von der Geschichte von Adam und Eva, die schon in John Milton's Weltepos „Paradise lost“ (1667), „Hand in Hand, langsamen Ganges, / Durch Eden einsam wandernd“ den Weg in eine unbekannte Welt antreten, - von der Gestalt des mächtigen Schutzengels, der biblisch und in der Tradition der Bibeldichtung auch als der Cherub erscheint, der mit dem Flammenschwert das Paradies bewacht, - vom Bild des verlorenen Paradieses und von einer Wundererzählung des Neuen Testaments.

### 1. Beispiel: Thomas Hürlimann „Fräulein Stark. Novelle“ (2001)

Die Arbeitsnotiz zum „Einsiedler Welttheater“ (nach Calderón de la Barca), das Thomas Hürlimann (2007) für mehr als 300 Mitwirkende aus Einsiedeln und Umgebung geschrieben hat, beginnt mit folgender Geschichte:

„Im August 1950 hatte eine junge, im fünften Monat schwangere Frau nicht die geringste Lust, ‚Das Große Welttheater‘ zu besuchen. Da sagte ihr Bruder, ein Priester und Bibliothekar: ‚Marie, in deinem Zustand tun dir Calderóns weise Worte über das Werden und Vergehen gut. Und wer weiß, vielleicht erreichen sie auch dein Kindchen.‘

Gehorsam reiste die junge Frau nach Einsiedeln und sah sich an einem schwülheißen Augustabend die Vorstellung an. Sie übernachtete im ‚Storchen‘, ging, anderntags in die Frühmesse, stiftete bei der Madonna eine Kerze, kehrte nach Zug zurück und wurde vier Monate später, im Dezember [1950], meine Mutter.“

Der Bruder der Mutter, von dem hier erzählt wird, ist Johannes Duft (1915 – 2003), der in der Fachwelt der Kunsthistoriker berühmte und streitbare Stiftsbibliothekar von St. Gallen, der sich im Jahr 2001 öffentlich (in einem korrigierenden, elf Seiten umfassenden Sonderdruck) über die Erzählung geärgert hat, die sein Neffe Thomas über ihn, seine Bibliothek und seine Haushälterin, unter dem Titel Fräulein Stark, geschrieben hat. Thomas Hürlimann gehört zu den in der Schweiz beheimateten Autoren, die im Bild der eigenen Familie das kleine Land zum Modell einer Welt nehmen, welche beginnt, sich im Grenzenlosen zu verlieren. In der schweizerischen Erzähltradition von Gottfried Keller bis zu Hugo Loetscher sucht er das fremd gewordene Eigene im Spiegel der Literatur zu finden und im kollektiven Gedächtnis zu befestigen. Literatur „schafft Welt, also Heimat“, sagt Hürlimann. Es geht ihm demnach um die Herstellung einer Erinnerungskultur, in der Gedächtnis und Eingedenken noch zentrale Bedeutung haben. Hürlimann beschreibt in Fräulein Stark, eingebettet in die Bildlichkeit des Paradieses, eine Welt, die es kaum noch gibt, die Welt der alten Bibliotheken, die sich nicht als einen Informations-Speicher verstehen, sondern als „Psyches Iatreion“, das heißt als eine Apotheke für die Seele, wie es in

großen griechischen Lettern über dem Portal des Barocksaals der Stiftsbibliothek St. Gallen zu lesen ist.

„Mein Onkel war Stiftsbibliothekar und Prälat [beginnt die bewusst altmodisch „Novelle“ genannte Erzählung], seine Hüte hatten eine breite, runde Krempe, und gedachte er die Blätter einer tausendjährigen Bibel zu berühren, zog er Handschuhe an, schwarz wie die Dessous meiner Mama. An Bord unserer Bücherarche, sagte der Onkel, haben wir schlicht und einfach alles, von Aristoteles bis Zyste. Wie ein Zirkusclown hatte er einige Nummern einstudiert und seine Lieblingsnummer ging so: Im Anfang war das Wort, sprach der hochwürdige Stiftsbibliothekar, dann kam die Bibliothek, und erst an dritter und letzter Stelle stehen wir, wir Menschen und die Dinge. Dabei zeigte er zur Decke, wohl auf Gott, dann auf sich, die Bibliothek, und war vom Dritten und Letzten die Rede, ließ er den Blick in die Runde schweifen, von einer Besucherin zur andern.“

Zwar ist die hier beschriebene Seelenapotheke, in der psychische Krankheiten und ihre körperlichen Folgen geheilt werden können, im Blick des Herrn Prälaten eine Arche, ein rettendes Schiff in der unüberschaubaren Sintflut des Lebens; im Blick des Ich-Erzählers aber ist die Bibliothek ein kleines Paradies, ein Ferienparadies, bewacht von einem Erzengel, der Haushälterin des Herrn Prälaten, namens Fräulein Stark. Dieses Fräulein ist nicht nur eine starke Frau, sondern hat auch in der Realität Fräulein Stark geheißen. Dass sie als Cherub ein Paradies bewacht und dabei auch über den halbwüchsigen Neffen des Herrn Prälaten ihre schützende Hand hält, ist an dem Satz zu erkennen, den sie regelmäßig abends in die Räume der Bibliothek ruft: „Die Bibliothek ist geschlossen! / Sie rief es jeden Abend, und jeden Abend trat sie wie der Paradiesengel in den Portalrahmen, um mit strengem Blick zu warten, bis sich die letzte Besucherin mit einer hauchzarten Geruchsschleppe durch den Gang entfernte.“

In diesem Paradies gibt es, wie in jedem Paradies, auch die Sünde und ihre Verlockung. Der Neffe des Prälaten, ein pubertierender Junge, der den meist weiblichen Besuchern der Bibliothek die Filzpantoffeln an die Füße schiebt, damit der Parkettboden aus dem Jahr 1760 nicht zerkratzt wird, erwacht zur Sexualität, zu allen ihren Ängsten und Lüsten. So schaut er bei seinem Sklavendienst den Besucherinnen unter die Röcke. Über diese Beschreibung vor allem hat sich Johannes Duft geärgert, weil er meinte, sie schade dem Ansehen seiner Bibliothek und halte die Besucher ab, sie zu besichtigen. Aber Thomas Hürlimann erzählt nicht die Allerweltsgeschichte einer Pubertät, er erzählt in der Geschichte des wahrhaft starken Fräuleins die Geschichte des Paradiesesengels in unserer Zeit. Das hat (in der Moderne) zu schreiben noch niemand unternommen, dem biblischen Engel mit dem Flammenschwert das Antlitz einer schweizerischen Pfarrhaushälterin zu geben. Die Bibliothek in St. Gallen ist ein sehr irdisches Paradies, in dem der Mensch erst als Drittes alles Geschaffenen erscheint. Deshalb gibt es in diesem Paradies – wie gesagt – auch die Sünde, das heißt die Erkenntnis des Menschen in seiner Trieb- und Geschlechtsnatur. Der pubertierende Junge beginnt zu onanieren. Doch damit das Fräulein Stark dies nicht bemerkt, damit das befleckte Bettlaken ihr nicht von den heimlichen Lüsten erzählt, verwendet er dazu die schwarzen Kniesocken, die ihm das Fräulein Abend für Abend strickt. Diese Wollsocken verweisen (literarisch) durch ihre

Verbindung mit den Gewissensbissen auf eine akute Bedrohung des Jungen, nämlich auf den Tag, an dem er sich buchstäblich „auf die Socken machen“ muss, oder anders: auf den Tag seiner Vertreibung aus seinem Ferienparadies, auf den Tag also, an dem ihn das Auto wieder ins Internat nach Einsiedeln abholen wird. Doch im Sommerparadies dieser Bibliothek gibt es auch die Verzeihung, die Erlösung von aller Angst und schlechtem Gewissen. Als das Fräulein Stark und der ängstlich-beschämte Junge am Tag seiner Abreise den Deckel des randvoll mit schwarzen Kniesocken gefüllten Koffers zupressen, flüstert sie ihm zum Abschied ins Ohr: „Keine Angst, dummer Bub. Die Socken sind gewaschen.“

So hat Thomas Hürlimann in einer heiteren Paradiesesgeschichte, am Beginn des digitalen Zeitalters, das Stück einer untergehenden Welt in die Literatur und damit in die Erinnerung der Menschen gerettet, ein Stück von Gutenbergs Galaxis, die alte, ehrwürdige, heilende Bibliothek, „Psyches Iatreion“, die Seelenapotheke. Und mitten hinein in das Gemälde des (entschwindenden) Paradieses, dessen Wächter seine heilende Macht noch einmal an dem Neffen des Prälaten bewährt, setzt der Erzähler einen sehr menschlichen Engel; er (oder besser: sie) ist stark, glaubensstark, zornesstark, liebesstark, ausdauernd lebensstark für drei Generationen, denn Fräulein Stark diente schon dem Vater des Prälaten, diesem selbst und seinem Neffen. Hürlimann zeichnet das Bild einer Frau, die heilend wirkt, die der schützende Engel ist im Bücherparadies. Das scheint mir die literarische Gestaltung von Frömmigkeit heute, auch wenn sie nicht so genannt wird. Ihr Gedächtnis ist die Literatur. Und das Urbild des Fräulein Stark in der Wirklichkeit, die Hausfrau von Johannes Duft, soll sich über das Buch, ihrem Prälaten ganz und gar unähnlich, keineswegs geärgert haben. Sie hat den Thomas zu ihrem Universalerben eingesetzt, woraus zu schließen ist, dass ihr seine Geschichte gefallen hat.

## 2. Beispiel: Michael Kleeberg „Das amerikanische Hospital. Roman“ (2010)

Von verlorenen Paradiesen und von (sehr irdischen) Schutzengeln erzählt auch Michael Kleebergs Roman „Das amerikanische Hospital“, dessen Handlung im Jahr 1991 beginnt und fast aufs Jahr genau vor den seither 9/11 genannten Flugzeugattentaten in den USA (2001) endet. Im American Hospital of Paris treffen sich Héléne, eine junge (30 Jahre alte) Französin, die mit einer langen und letztlich vergeblichen Serie künstlicher Befruchtungen beginnt, um mit ihrem Mann Thomas endlich ein Kind zu bekommen, und der amerikanische Captain David Cote, der im soeben (1991) zu Ende gegangenen Ersten Golf-Krieg ein schweres Kriegstrauma erlitten hat. Eine von Davids Panikattacken führt die beiden im Korridor der Amerikanischen Klinik zusammen. Doch „führt“ ist wohl das falsche Wort, denn der Griff, mit dem der zusammenbrechende, zitternde und in Schweiß gebadete Offizier den Oberarm der zu Hilfe eilenden Héléne umklammert, ist „schraubstockfest“. Es ist der Rettungsgriff eines Menschen in Todesangst. Und sein Blick, der sich tief in Héléne's Augen brennt, ist „von so bodenloser Traurigkeit“, dass sie ihn nicht mehr aus ihrem Gedächtnis tilgen kann: „Sie hörte noch das tonlose I'm so terribly sorry, das er in ihre Richtung gesprochen hatte, ehe man ihn den Korridor hinuntergeleitete ...“ Als Héléne dem amerikanischen Offizier im Hospital wiederbegegnet, beginnt eine

Serie von freundschaftlichen Gesprächen, die Davids Therapie wirkungsvoll unterstützen oder besser: die diese Therapie eigentlich sind. Die Geschichte von H el ne und David – und am Rande auch von H el ne’s Mann Thomas – erzählt von der Zerbrechlichkeit aller irdischen Dinge in einer vom Menschen geschändeten Welt, auch vom Zerfall einer Ehe unter dem obsessiven Bemühen, ein Kind mit Hilfe einer In-vitro-Fertilisation (IVF) zu bekommen.

Vielleicht ist in der Anekdote von den sieben weißen Ibissen, die der Amerikaner H el ne als die erste seiner Erinnerungsgeschichten aus dem Golfkrieg erzählt, die ganze Trauer über die vom Menschen zerstörte Schönheit der Natur konzentriert. Von einer Anhöhe über dem Euphrattal beobachtete Captain Cote’s vorgeschobene, kleine Panzergruppe den Anflug der majestätischen Vögel, mit ihren mächtigen Schwingen, die im Sonnenschein „weiß leuchteten, und die Spitzen der großen Schwungfedern schwarz, wie in Tinte getaucht“. Die Vögel hatten den gleichen, riesigen See wie die Soldaten entdeckt, in dessen glatter Fläche sich das Licht eines warmen Tages spiegelte. Sie versuchten darin zu wassern. „Aber schon als der erste [Ibis] die Oberfläche des Sees erreichte, konnte man sehen, dass etwas nicht stimmte. Aber da war es bereits zu spät. [...] Es war kein See. Es war ein  lteich. Wir hätten es wissen können. Die flüchtenden Iraker öffneten überall die Ölquellen. Aber es war der erste, den wir sahen. Und er sah von Weitem im Licht aus wie ein See [...] Und die Ibisse hatten sich auch täuschen lassen ...“ Der Todeskampf der prächtigen Vögel im Ölschlamm ist so realistisch geschildert, dass es ist, als lse man den von Flaubert beschriebenen Vergiftungstod Emma Bovary’s. „Ibisse geben normalerweise keine Geräusche von sich. Aber jetzt reckten sie die Schnäbel zum Himmel empor wie Versinkende und krchzten. Sie begannen langsam zu ersticken. Es ging entsetzlich schnell bis das Gefieder so verklebt war, dass die Haut nicht mehr atmen konnte. [...] Wir sind die hundert Meter zu Fuß runter, und die Männer haben sich an den Rand des  lteichs gestellt und die armen Biester erschossen.“ Eingeschlossen in diese Anekdote ist eine längst zur Redensart erstarrte Formel, die der Erzähler wieder belebt, das heißt mit konkreter Anschauung fällt: es schreit zum Himmel, lautet sie. Hier ist alles Redensartliche geschwunden, die den alten Göttern geweihten Tiere schreien tatsächlich zum Himmel. Aus ihm kommt keine Antwort.

Nur einmal im Lauf der Erinnerungsbilder, die zu erzählen H el ne den Amerikaner verleitet, scheint das Paradies noch nicht verloren. Als nämlich David von den Euphratmarschen berichtet, in denen die alten und die neuen Ethnologen den Garten Eden zu finden meinten. David Cote erzählt begeistert von der paradiesischen Einheit von Mensch und Natur, die er gesehen hat, von dem kleinen Mädchen, das auf dem Rücken seines Wasserb ffels schläft wie auf einer Chaiselongue, von den fünf Büffeln, die „aufgereiht wie schwarze Perlen an einer Schnur, in gerader Linie dicht hintereinander her“ an seinem Boot vor berschwimmen. „Und wirklich nickte der Junge im Heck, als er sich zu ihm umgedreht und beglückt auf die fünf Tiere gedeutet hatte, und wies mit dem Arm zum Dorf hinüber. Yes, swim home, sagte er. Sie schwimmen nach Hause.“ Doch an eben dieser Stelle, an der es ist, als gäbe es auf dieser Erde irgendwo noch ein friedlich-sicheres, ein fast paradiesisches Zuhause, greift der Nachbar vom Nebentisch, ehemals Mitarbeiter der WHO, in das Gespräch zwischen David und H el ne ein: „Verzeihen Sie, ich wollte nicht lauschen [...], aber

mir scheint, ich habe Sie von den Marschen im Südirak sprechen hören ... [...]. Ich weiß nicht, wann Sie dort waren, aber ich war vor zwei Monaten dort [...], ich habe so ein Elend in meinem Leben noch nicht gesehen. Saddam lässt die gesamten Marschen trockenlegen, aus purer Rache, er baut Dämme, er leitet die Ölquellen in den Hammarsee, er bringt die Leute um! [...] Das ist eine fünftausend Jahre alte Kulturlandschaft, und in zehn Jahren wird nichts mehr davon übrig sein, nichts mehr! [...] Verzeihen Sie meine Aufwallung. Aber es schreit zum Himmel.“

Viele solcher erschütternder Einzelbilder einer Welt, aus der der Friede gewichen ist, finden sich in Kleebergs Roman. Neben der bestürzenden Geschichte von den erstickenden Ibissen der Bericht vom Massaker am Highway of Death, der Autostraße zwischen Kuwait und Basra, wo die Amerikaner in der Nacht vom 26. auf 27. Februar 1991 auf einer Strecke von rund 100 Kilometern die Iraker auf dem Rückzug aus Kuwait, eine ganze Armee und die darunter gemischten Flüchtlinge, Frauen, Kinder, Alte und Junge, verbrannt, zerbombt, zerschossen haben; oder die Geschichte von den arabischen Kindern, die auf dem Dorfplatz soeben zutraulich Süßigkeiten von der amerikanischen Patrouille annehmen, als plötzlich ein aus Hysterie erzeugter Feuerüberfall (friendly fire) alles Leben, auch das dieser Kinder, auslöscht; oder die Geschichte von den vierzehnjährigen irakischen Kindersoldaten, denen Nationalgardisten die Achillessehnen durchgeschnitten haben, damit sie nicht fliehen können, und andere mehr. Aus solchen Einzelszenen entsteht das Erinnerungsbild einer heillosen und gottverlassenen Welt. Dieser Erzähler beschreibt die Erde nicht so sehr als ein dem Menschen durch eigene Schuld verlorenes Paradies, als vielmehr das Paradies im Augenblick seines Verlustes.

„Verlust“ scheint mir das Leitwort von Michael Kleebergs Roman zu sein. Er erzählt von den Tränen der Dinge und von einer Trauer, mit der das Herz des Menschen randvoll angefüllt ist. „Sunt lacrimae rerum“ zitiert Hélène Vergil, als sie der Amerikaner darauf aufmerksam macht, dass die Brunnenfiguren am Relief des Springbrunnens auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise unter den „tropfenden Spritzern“ zu weinen scheinen, und David Cote antwortet mit dem Zitat eines Gedichtes von Stanley Kunitz, dem Lyriker aus seiner Heimatstadt Worcester: „How shall the heart be reconciled to its feast of losses? sagte der Amerikaner leise. Wie soll das Herz je mit der Fülle seiner Verluste ausgesöhnt werden?“ Doch nicht Kunitz oder Vergil setzen in Kleebergs Roman den Leser auf die Spur des Themas, sondern Elizabeth Bishop's Gedicht One Art: Denn mit dem Zitat der ersten Verszeile von Bishop's Gedicht The art of losing isn't hard to master beginnt das Gespräch zwischen Hélène und David in der Cafeteria des Amerikanischen Hospitals:

„The art of losing isn't hard to master.  
So many things seem filled with the intent  
To be lost that their loss is no disaster.“

(Die Kunst des Verlierens ist nicht schwer zu meistern.  
Viele Dinge scheinen so angefüllt mit der Absicht  
verloren zu gehen, dass ihr Verlust keine Katastrophe ist.)

Wir begegnen dem einleitenden Vers aus Elizabeth Bishop's Gedicht noch einmal am Schluss des Romans, als Thomas, der jetzt geschiedene Mann von Hélène, darüber meditiert, wie schwer es ihm gefallen ist, dieses Gedicht zu übersetzen. Das englische Wort „disaster“ hat ihm (wegen der im Deutschen darauf nicht zu findenden Reime) den Schweiß auf die Stirne getrieben. Nicht mit „Katastrophe“, „Verhängnis“, „Unheil“ übersetzte er es schließlich, sondern mit „Ende“:

„Dich zu verlieren selbst (dein Lachen, deine Hände  
die ich liebe): Ich lüge nicht, ich kann es zeigen.  
Die Schule des Verlusts durchläufst du recht behende.  
Mag es auch aussehen wie (schreibs hin!) wie das Ende.“

Dieser Roman ist eine „Schule des Verlusts“. Aber durch alle hier erzählten Verlustgeschichten gehen, selbst an Verlusten leidend, zwei Menschen Hand in Hand, wie einst Adam und Eva in die Fremde der Welt. „Zwei Krüppel, die sich gegenseitig stützen ...“ sagt Hélène ironisch, als endlich die Entscheidung gefallen ist, dass sie nach dem gescheiterten fünften Versuch keinen weiteren IVF-Versuch mehr mit sich anstellen lässt, und als sie, aus der Klinik fliehend, mit David durch das vom Generalstreik anarchisch aufgewühlte Paris läuft. Sie sind beide versehrt, der Amerikaner und die Französin, verwundet an der Seele, aber sie sind keine „Krüppel“, sie sind – und der Erzähler verwendet dieses Wort zweimal sehr betont – einander „Schutzengel“; zuerst Hélène für den an Agoraphobie leidenden David und dann dieser für sie, als die Menge auf den Straßen von Paris durch gezündete Knallkörper in panische und lebensbedrohliche Bewegung gerät. Auf diese Weise scheint mir Hiob und sein Engel heute in der Literatur weiterzuleben, als der an einer zerbrechenden Welt leidende Mensch, dem aber dann Hoffnung bleibt, wenn er einen Arm findet, der ihn stützt, als ein Hiob, der die glückliche Wendung des biblischen Buches kaum jemals erfahren wird und trotzdem Hoffnung hat.

Der Autor hat sein Buch sehr bewusst „Das amerikanische Hospital“ genannt, nicht nur, weil er von dieser weltberühmten Klinik erzählt, nicht nur weil er von einer Welt im Zustand der „Klinik“, einer „Schleuse zwischen Leben und Nichtleben“ berichten will, sondern auch weil er von einer in unglaublichem Maße amerikanisierten Welt erzählt. Es ist die Welt der asymmetrischen Kriege, eine Welt, in der aus dem Wunsch, Gutes zu tun, Freiheit und Demokratie vor Terror und Gewalt zu schützen, Grausamkeiten entsetzlichen Ausmaßes entstehen. Die amerikanisierte Welt ist eine Welt, in der mit avancierter Medizin zwar vom Menschen selbst geschaffene Wunden geheilt, aber im Heilungsprozess völlig unheilbare und größere Verletzungen entstehen, als jemals zuvor in der Geschichte der Menschheit. „Das amerikanische Hospital“ ist kein Liebesroman, kein Roman, der von einem unangefochtenen Glauben getragen ist, aber ein Roman erfüllt von der stillen Hoffnung, dass es trotz alledem immer wieder Menschen geben wird, die inmitten der Verluste des Lebens dem anderen zum Schutzengel und nicht zum Wolf werden.

### 3. Beispiel: Hans Magnus Enzensberger „Unbemerkttes Mirakel“ (1995)

In Florida hat im April 2006 ein Ozeanograph eine rationalistische Erklärung dafür angeboten, warum Jesus über den See Genezareth gehen konnte, ohne im Wasser zu versinken. Auch wenn dies nicht viel mehr als der Propagandagag eines amerikanischen Wissenschaftlers war, der seine klimahistorischen Arbeiten populär machen wollte, steht der Versuch doch ganz in der Tradition rationalistischer Wundererklärungen des 18. Jahrhunderts. Aus im Nahen Osten periodisch einfallenden Temperaturstürzen und der Wasserkonsistenz des Sees nämlich haben Klimahistoriker auf die Möglichkeit geschlossen, dass sich in den letzten 12.000 Jahren, also auch zur Lebenszeit Jesu, begehbare Eis im See gebildet habe, über das Jesus hätte laufen können. Das ist die naturwissenschaftlich-naive Erklärung einer biblischen Erzählung, die sich einer solchen Erklärung entzieht. Hans Magnus Enzensberger (geboren 1929) hat in einem Gedicht die Wanderung über den See Genezareth im Rahmen jener immanenten Frömmigkeitsauffassung gedeutet, die heute Kennzeichen einer neuen Unbefangenheit gegenüber Religion ist, es aber nicht erlauben will, dass die Kirchen Religion institutionell verwalten. Enzensbergers Gedicht steht in der gedanklichen Tradition der europäischen Aufklärung, nicht in der Tradition ihrer Gott leugnenden, sondern in der ihrer Gott suchenden Linie. Der verborgene Gott, der deus absconditus der „neunten Stunde“, und der „von Gott verlassene Stoff der Welt“ ist eine geschichtsmächtige Erfahrung erst des blutigen 20. Jahrhunderts. Literarisch gipfelt sie vielleicht in Roberto Bolaños Romanfragment „2666“ (2004). In solcher Literatur ist Hiob heute präsent und die Frömmigkeit moderner Literatur liegt in etwa auf der Linie zwischen Bolaño und Enzensberger.

Bei Enzensberger erkennt der mathematisierende Verstand das nicht zu berechnende Wunder des Lebens und das des Überlebens als den Kern der biblischen Wundererzählung. Der Autor bedient sich einer typologisch-moralischen Bibeldeutung und bekräftigt damit, dass die Bibel ein Buch ist, das mehr über den Menschen, seine Herkunft, seine Entwicklung, sein zerbrechliches und gefährdetes Leben und sogar über die mathematisch zu begründende Unwahrscheinlichkeit, im modernen Großstadtverkehr zu überleben, weiß, als alle anderen Bücher dieser Welt.

Überschrieben ist das Gedicht Unbemerkttes Mirakel und in dem Kiosk genannten Band neuer Gedichte 1995 gedruckt. Es spielt wiederum in dem ominösen Jahr 1991; denn das Geburtsdatum des Siebzigjährigen, von dem es erzählt, ist die Schlacht am Anna-Berg in Oberschlesien 1921. So werden alle Gefahren eines Siebzigjährigen aus dem 20. Jahrhundert aufgezählt, die Sturzgeburt in der Scheune, während der Volkstumskämpfe in Oberschlesien, der Kindheitsunfall beim Schlittschuhlaufen auf dem heimischen Weiher, die Arbeitslosigkeit in jungen Jahren, die Teilnahme an der letzten, verlustreichen Großoffensive der deutschen Armeen in Russland, bei Kursk 1943, der Schlaganfall auf der Ferieninsel Mallorca und nun, in Rente, der tägliche Gang zum Milchholen. Doch die Alltäglichkeit ist gefährlicher als alle exorbitanten Gefahren, unser Leben, heißt das, ist wie die Wiederholung des Ganges Jesu über den See Genezareth, und die schützende Hand Gottes ist uns vielleicht dann besonders nahe, wenn wir nicht von ihr wissen:

„Vom See Genezareth  
hat er vermutlich nie gehört,  
der Siebzigjährige dort an der Ampel.  
Die Mutter ging nicht in die Kirche.  
Wie geringfügig seine Chancen sind,  
heil über die Kreuzung zu kommen,  
mit dem Spitz an der Leine! Wunderbar,  
daß er überhaupt aufgetaucht ist  
aus dem Neolithikum, daß er  
die Sturzgeburt überlebt hat, [...]  
das splitternde Eis auf dem Weiher,  
mit sieben, beim Schlittschuhlauf,  
später jahrelang Stempeln,  
Trommelfeuer bei Kursk, Schlaganfall  
auf Mallorca, und dennoch tausendmal  
die tödliche Fahrbahn überquert  
beim Milchholen – unwahrscheinlich,  
sagen wir zehn hoch minus neunzehn,  
daß er davongekommen ist  
bis auf den heutigen Tag,  
stolpernd, doch trockenen Fußes  
auf seiner langen, langen Wanderung  
über den See Genezareth, von der er  
so wenig weiß, wie sein Hündchen.“

## Hinweise

Der vorliegende Text ist die stark veränderte Fassung eines Vortrags mit dem Titel: „Hiob heute. Über das Gedächtnis der Frömmigkeit in der Literatur der Gegenwart“, der als Beitrag zu einem Kolloquium der Theologischen Fakultät der Universität Rostock (2009) geschrieben wurde und in der Tagungsdokumentation 2011 im Druck erscheinen wird.

*Zitiert werden u.a. folgende Texte und Studien:* Giorgio Agamben: Die Beamten des Himmels. Über Engel. Frankfurt am Main 2006 – Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999 – Roberto Bolaño: 2666. Roman. Barcelona 2004 (deutsche Übersetzung München und Wien 2009) – Hans Eichner: Kahn und Engelman. Eine Familien-Saga. Wien 2000 – Hans Magnus Enzensberger: Kiosk. Neue Gedichte. Frankfurt am Main 1995 – Hubert Frankemölle: Frömmigkeit. In: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd.IV. Freiburg, Basel, Rom, Wien 1995, Sp. 166 – 168; vgl. auch die Artikel „Frömmigkeit“ und „Frömmigkeitsgeschichte“ in: Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. 3, Tübingen 2000, Sp. 387 - 398 – Wolfgang Frühwald: Das Gedächtnis der Frömmigkeit. Religion, Kirche und Literatur in Deutschland vom Barock bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main 2008 – Erich Garhammer: „Erzählen: das Band zwischen Himmel und Erde“. Zur Poetologie Thomas Hürlimanns. In: STIMMEN DER ZEIT 226 (Mai 2008), S.350 – 353 – Thomas Hürlimann: Fräulein Stark. Novelle. Zürich 2001 – Thomas Hürlimann: Das Einsiedler Welttheater 2007. Nach Calderón de la Barca. Zürich 2007 – Theresia Mende: Ijob. In: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd.V. Freiburg, Basel, Rom, Wien 1996, Sp. 414f. – Michael Kleeberg: Das amerikanische Hospital. Roman. München 2010 – Andrei Pleşu: Das Schweigen der Engel. Berlin 2007 – Hermann Spiekermann: Hiob/Hiobbach, in: Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. 3, Tübingen 2000, Sp. 1778 – 1781.

## **Martin Struck**

### **Alles Äußerlichkeiten? - Zur Ausstattung in unseren Kirchenräumen**

Wenn wir Bauleute schon einmal vorsichtig auf überbordende Topfpflanzen oder unsensibel in Altarräume gerückte Möbelchen oder dort provisorisch angebrachte Bilder hinweisen, liegt dieses „Alles nur Äußerlichkeiten“ mit einem rechtfertigenden Unterton in der Luft. Und so hören wir es ja zu Beginn einer jeden Fastenzeit von Jesus selbst: „... *Sie* tragen breite Gebetsriemen und lange Kleiderquasten (Math. 23.5) ... *Du* aber ...“. Für Gott zählt nur die innere Haltung und nicht der äußere Schein, auf den höchstens Menschen hereinfliegen. Doch auch dieses wahrhaftig Lautere muss für den, nur mit seinen Sinnen die Welt erfahrenden Menschen sichtbaren, Ausdruck finden: „Du aber salbe dein Haupt ... (Math. 6,16 f)“ – die Salbung als äußeres Zeichen der Königswürde (und das ist im Tiefen ja die unverlierbare Freiheit in die der Verzicht auf alles Überflüssige, die Kräfte bindende, führen kann). Daher kann es nichts geben, was nicht seine äußere Form hätte. Also „sprechen“ auch unsere Kirchenräume in ihrer Gestaltung von dem, was in ihnen geschieht, welcher Geist sie trägt. Eigentlich ist das eine Binsenweisheit. Vielleicht aber im Kern das Problem, warum es uns nicht gelingt, die Botschaft Jesu in, für unsere Zeitgenossen attraktiver Formensprache zu kommunizieren. Bereits vor Jahren beklagte der Schriftsteller M. Mosebach eine Formvergessenheit unserer zeitgenössischen Liturgie als Form der Häresie<sup>1</sup>. Diese moderne Form, die in bester Absicht aus einer kritischen Haltung der 1968er Generation gegen reine Äußerlichkeiten und hohle Gewohnheit als berechtigter Befreiungsschlag geboren worden war. Allerdings zeigen uns die Realitäten heute, welche reiche Kulturtradition damit auch verloren gegangen ist. Möglicherweise gehört das Pendeln zwischen sich verselbständigender, äußerer Formenpracht und hierauf folgender Askese mit Bilderstürmerei zu einer Grundkonstante unserer Kirchengeschichte. So möchte ich in einer Zeit des Verzichts und der Konzentration auf das Wesentliche mit den hierfür in den Kirchengemeinden Verantwortlichen heute die Frage stellen: „Welche Ästhetik trägt die Liturgie im Kirchenraum?“. Selbstverständlich sind Träger der Liturgie die mit ihrem Priester um den Altar versammelten Gläubigen. Wie wir gesehen haben, ist dabei jedoch klar, dass alle Rand- und Rahmenbedingungen vom Inhalt und Sinn der Feier künden.

---

<sup>1</sup> Mosebach, Martin: Häresie der Formlosigkeit, die römische Liturgie und ihr Feind, Wien 2002

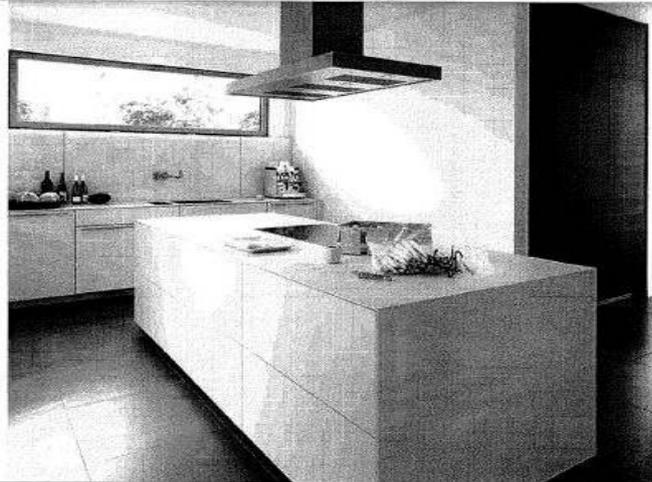


Illustration: im Internet Bulthaup b3 – Küchenbild (s. Scan-Beispiel)

Schaut man zu Vergleich, mit welchen Bildern Küchenausstatter für den Kauf ihrer Produkte werben, wird deren Motivation, die Speisenzubereitung als Erlebnis eines gleichsam weihvollen Aktes zu zelebrieren, erkennbar. Dabei belegen Statistiken, dass in immer weniger Haushalten Speisen frisch zubereitet und gemeinsam genossen werden. Vielmehr ist für den Einzelnen Fastfood zwischendurch die Realität. Vermutlich spiegelt diese Werbung eine verborgene Sehnsucht nach idealisierter Ursprünglichkeit und dem wahrhaft Wertvollen. Wie viel mehr muss das für die Zelebration der Erinnerungsfeier der Christen an das letzte Abendmahl gelten. In den nächsten Ausgaben der Kölner Kirchenzeitung soll daher der Blick auf die verschiedenen Orte in unseren Kirchenräumen gerichtet werden, die jeweils wichtigen Momente unserer Liturgie und Sakramentenspendung Handlungsraum bieten. Dabei ist, weil nicht auf konkrete Situationen eingegangen werden kann, eine gewisse Pauschalisierung und Verallgemeinerung unvermeidlich. Gegenüber den Vorschriften in der „Allgemeinen Einführung in das römische Messbuch – Kapitel V und VI: Der Kirchenraum und seine Ausstattung (AEM)“ und den „Leitlinien für den Bau und die Ausgestaltung von gottesdienstlichen Räumen“ der Liturgie-Kommission der Deutschen Bischöfe soll hier allerdings auf eine größere Praxisnähe und Beispielhaftigkeit geachtet werden.

Die in den jeweiligen Ausgaben folgenden fünf Beiträge wollen

- den Zugangsbereich unserer Kirchen mit Eingangssituation, Schaukasten, Broschürenauslage sowie Taufferinnerung und Taufort,
- den Ort der Beichte,
- die in den Kirchen zur Ausschmückung angebrachten Bilder, zum Gebet führenden Andachtsorte und die Katechese unterstützenden Darstellungen,
- den Ort der Wortverkündigung und
- die Situation im Altarraum

in den Blick nehmen und aus der Sicht eines Architekten damit jeweils gegebene Gestaltungsgrundsätze bedenken.

### ***Was ist denn da los?***

Eingangsbereich und Taufort

Mit ihrer signifikanten Silhouette erregen Kirchenbauten durch Epochen und Stile schon immer die Aufmerksamkeit der Menschen in Städten und Landschaften. Dabei illustriert die Architektur nicht die Funktionalitäten eines schlichten Versammlungsraumes, sondern neben dem Selbstverständnis der Christengemeinde vor allem die Außergewöhnlichkeit des in ihm Gefeierten. In Baumassengliederung, Licht- und Raumstimmung sowie Ausschmückung schufen die Baumeister nach Zeitgeschmack, technischen oder finanziellen Möglichkeiten immer ein Symbol für das ganz Andere in der Welt. Spannend ist die Formung des Trennungs- aber auch Verbindungspunktes zwischen profaner Umgebung und sakraler Sphäre. Hier hat das Sakrament der Taufe seinen theologisch selbstverständlichen Ort: dem aus dem lebendigen Wasser auftauchenden, zum neuen Leben Erlösten, wird das Geschenk der Gemeinschaft in der geheiligten Gemeinde leibhaft erfahrbar. Wo nur noch Wenige eine schmutzige Arbeit verrichten müssen und das tägliche Duschbad zur Selbstverständlichkeit zählt, wird die Empfindung für die Körperreinigung als Symbol der gottesgeschenkten und inneren Reinwaschung von Sünde schwächer. Auch der Wasserüberfluss und die Schwimmbadkultur in unseren Breiten gegenüber dem Wüstenland des Johannes nimmt der Taufe von der Kraft eines besonderen Erlebnisses.



Einen fulminanten Auftritt in der verkehrsdurchtosten und unwirtlichen Umgebung am Kölner Rudolfplatz zelebriert die Zugangsarchitektur des dortigen Sparkassengebäudes: Auf Rampen vorbei an lärmüberrausenden Wasserkaskaden erreicht man ein unteres Niveau, an dem sichtbare Alltäglichkeit ausgeblendet ist und ein gewaltiger, gläserner Kegelstumpf den Blick himmelwärts zieht. In der katedralartigen, fahngeschmückten Glashalle erzeugen parallel zu gläsernen Aufzügen auf- und abschwingende Wasserfontänen eine atemberaubende Gegenwart zur tristen Realität draußen, die banalen Geldgeschäften eine Aura des Herausgehobenen verleihen soll.

Wie wenig assoziieren Zugangsbereiche unserer Kirchen eine solche erfrischende Symbolik: Störend springen unübersichtlich bestückte Schaukästen, überladene Broschürenständer, zwischengelagertes Mobiliar oder provisorisch angeheftete Plakate ins Auge. Für den unbedarften Passanten ist dieses äußere Bild, das die Gemeinde von sich in die Öffentlichkeit signalisiert, der zunächst erste und oft bleibende Eindruck. Der Zutrittsort und Schwellenbereich zum Gotteshaus darf weder konkurrieren mit dem Foyer einer Volkshochschule noch der Infotheke eines Eine-Welt-Ladens. Auch ästhetisch gut gestaltete Auslagen und Anschlagtafeln nivellieren für die Hereinkommenden den Qualitätssprung im Raum. Der Ort des Gebetes, der Anbetung und Gottesgegenwart hebt sich so kaum noch von demjenigen übriger Tätigkeiten ab. Nicht, dass der, der überall angebetet werden kann und dem alles Profane und Sakrale von je her als Schöpfer eignet, eine solche räumliche Zonierung brauchte, allein sie hilft der Andachtsfähigkeit von uns Menschen. Im Hauptraum der Kirche sollten Plakatierungen und Info-Anschläge unterbleiben. Hierfür vorzuziehen sind ganz

deutlich abgeteilte Bereiche, Vorzonen oder ein Ort außerhalb der Kirche. Mit der Beantwortung der Frage „Für wen sind welche Informationen vorzuhalten?“ könnte eine Präferenzliste erarbeitet werden. Wer kann die Informationen auch andernorts – im Pfarrbüro, am Pfarrhaus, im Pfarrheim oder Kindergarten – beziehen? Genügt der Verweis auf die Gemeinde-Internetseite? Welche Alternativen gibt es für Besucher mit lediglich touristischem Interesse (Führer, Postkarten oder CD-Verkauf)? Solche und je nach örtlicher Situation sonstige, denkbare Fragen müssen sich in ihrer Beantwortung auf den Imperativ fokussieren: „Weniger ist mehr!“. Und das Wenige soll dem Vorbeikommenden möglichst prägnant sagen, was die Gemeinde aktuell feiert, was sie umtreibt, welchen Anspruch ihr die frohe Botschaft stellt usw. – ein wirklich missionarischer Auftrag. Das braucht nicht viele Worte. Oft genügt eine aufwühlende Frage, ein zu Herzen gehendes Bild, eine provokante These – wie uns die Werbung das vormacht. Zusätzlich entscheidend ist die Aktualität der Information. Ein bis zum Ostersonntag nicht ausgetauschtes Passionsbild beispielsweise zeigt öffentlich, wie ernst es die Gemeinde mit ihrer Auferstehungshoffnung meint. Die Mühe stetiger Aktualisierung wird belohnt mit dem Image von Lebendigkeit und Engagement.

Lebendigkeit ist auch das den Taufort charakterisierende Hauptwort. Wie kann in der Gestaltung deutlich werden, was unser Papst Benedikt XVI. in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief zur Taufe feststellte „als einen wirklich entscheidenden Moment für unsere ganze Existenz“. Auf jeden Fall muss der Taufstein aus dem Schatten oder einer leicht zu übersehenden Nische heraus ins rechte Licht gerückt werden, angestrahlt oder einen besonderen Hintergrund erhalten. Gerade nach der Osternacht und in der Osterzeit bieten sich Verzierungen, Blumenschmuck oder Kränze an, die das Außergewöhnliche dieses Symbols des frischen, lebensspendenden Wassers bezeichnen und hierauf neu aufmerksam machen. Das kann auch für das Aussehen und die Pflege der Weihwasserbecken zutreffen. Allein ein optischer Eindruck von „Brackwasser“ verhindert, in ihnen Orte der Tauferinnerung zu empfinden. Der Zutritt in die Kirche, ein wichtiger Ort mit vielen Facetten.

### ***Aus den Augen – Aus dem Sinn***

Der Beichtort

Sakramentales Handeln – als Vermächtnis des Wanderpredigers Jesu – ist nicht an einen Ort oder etwa an eine Kirchenarchitektur gebunden. Diese kann unter Umständen mit ihrer Raumproportion und Lichtdramaturgie der körperlichen und seelischen Erfahrbarkeit und Empfindung der gefeierten Inhalte helfen. Diesem Ziel dient auch die Ausstattung – seien es Bilder, Gestühl oder – was im Folgenden näher betrachtet werden soll – die Beichtgelegenheit. Umgekehrt „sprechen“ Formgebung und Zustand dieser Ausstattung von der Wertschätzung, die die Gemeinde diesem

Sakrament entgegenbringt. So lassen sich an ihrer formalen Gestaltung sehr präzise die im Laufe der Kirchengeschichte unterschiedlichen Akzentsetzungen und Praktiken dieses Sakramentenvollzugs ablesen. Der Gestaltungsbogen spannt vom erhöhten Richterstuhl, als dem Ortsbischof in der nachkonstantinischen Zeit auch die zivile Gerichtsbarkeit mit öffentlichem Bekenntnis und (temporärem) Gemeindeausschluss oblag, über Maueröffnungen zu mittelalterlichen Klosteranlagen, vor denen Verfehlungen bekannt und Lossprechung erteilt wurde, bis zu Seitenwand ausfüllenden Prunkmöbeln für die Massenbeichte ab dem 17. Jh. Damit spiegeln durch die Jahrhunderte künstlerische Formgebung und Anordnung im Raum auch die je wechselnde Intensität und Art dieses Sakramentenempfangs in den Gemeinden. Die eher schmucklosen, vorrangig von ihrer Funktion bestimmten „Wandschrank-Kästen“ in Kirchen des 20. Jh. entsprechen irgendwie so auch einer Beichte von Nummern des Dekalogs beziffert mit der Anzahl ihrer Verfehlungen. Eine Rückbesinnung mit dem letzten Konzil auf die eigentliche Idee – durch Reue von persönlicher Schuld vor Gott durch den Priester Versöhnung zu erlangen und sich dadurch auch mit dem Schuldner wieder befrieden zu können – ließ hierfür die Ermöglichung eines Beichtgesprächs als die geeignetere Form erscheinen. Die bischöflichen Leitlinien für Bau und Ausstattung von Kirchenräumen weisen insoweit auch auf die schlechte Eignung eines Beichtschranke in der herkömmlichen Gestalt für solche Vergebungsgespräche hin.

#### Von Angesicht zu Angesicht

Nur belegen die Erfahrungen mit in der Folge eingerichteten „Gesprächsräumen“, dass diese für die Mehrheit der Pönitenten offenbar auch nicht die passende Lösung sind: sie bleiben diesem Angebot einfach fern. Dass aber das Formulieren und offene Aussprechen von Schuld in der Hoffnung auf Vergebung, Erleichterung und Heilung ein grundtiefes, menschliches Bedürfnis ist, belegen einschlägige Internet-Beichtforen, Tratsch-Bekennnissendungen oder volle Psychologenpraxen. Zwischen offener, persönlicher Aussprache von Schuld und gleichzeitiger Scham darüber besteht ein Zwiespalt. Daher gilt es, hier eine anonymisierende Form zu finden, die diese sich widersprechenden Haltungen in Aufrichtigkeit vereint. Frühere Vorschriften zu Randbedingungen des Beichtempfangs befassen sich immer neu mit der rechten Justierung von Intimität und Anonymität. Sei es die Wahl des rechten Beichtmantels, des Almutium für den Priester, der sich mit dieser Kapuzenumhüllung entpersonalisieren konnte. Sei es die Gestaltung der Durchlässigkeit des Trenngitters zwischen ihm und den Beichtenden oder den Vorschriften, wer als örtlicher oder ortsfremder Beichtvater zuständig sei. Vielleicht sind in Verantwortung für die Jüngeren, denen die Form des Beichtmöbels oder ein Gesprächsraum fremd bleiben, hier neue Rahmenbedingungen zu überlegen. Es wäre nur schlecht, risse diese wertvolle Tradition auch in ihren sichtbaren Relikten ab.



Foto : „Ablageort“

### Ungenutzte Flächen

Wiederholt münden Überlegungen zum Abbau und zur Konzentration gemeindlich genutzter Flächen in dem Vorschlag, Seitenschiffe, Kapellenanbauten oder Vorzonen vom Kirchenraum abzutrennen und diese als Gemeindesaal, Jugendraum oder Pfarrbüro herzurichten. Mit der Feststellung, dass diese Orte für die Beichtpraxis faktisch keine Rolle mehr spielten, könnten sie doch besser mit einer neuen Nutzung belegt werden. Damit verschwinden, nahezu unbemerkt, sichtbare Zeichen, die auch als Katalysator für eine Wiederbelebung dieser Heilszusprache dienen könnten. Für eine Erneuerung der Beichte, sei es auch in einer völlig anderen Form, bliebe lediglich eine abstrakte, gegenstandslose Erinnerung.

### Es ist so, wie man es sieht

Mit der gleichen Intention sind aber auch die überkommenden Einrichtungstücke in Ehren zu halten und wertschätzend zu präsentieren. Die Nutzung als Abstellschrank verbietet sich als dieses Anliegen **konterkarierend**. Im Gegenteil beweist sie eine Haltung, in der der Sinnhaftigkeit und befreienden Wirkung dieser Versöhnungszusage für die Menschen nicht mehr getraut wird. Ein Erhalt als kurioses Relikt längst vergangener Epochen unter rein kunsthistorischen Gesichtspunkten ist vergleichbar entwertend. Vielleicht können mit der Rückbesinnung auf Ursprung und Heilsabsicht dieses Sakramentes Wege zur Erprobung neuer Formen alter Traditionen beschritten werden: Zwischen Aschermittwoch – dem Tag der Reue – und Gründonnerstag – in der Zeit der Buße und am Tag der Wiederaufnahme der Sünder in die Gemeinschaft der Gemeinde – sollte der Ort der Beichte eine besondere Herausstellung und Würdigung erfahren. Dies könnte deutlich unterschieden werden von der übrigen Zeit im Kirchenjahr, in der der Beichtstuhl möglicherweise verhüllt sein könnte. In seinem Umkreis oder direkt an ihm könnten Themen von Schuld und Vergebung illustriert werden. Denkbar ist die Anbringung von Filmszenen, Fotos, Berichte, Bücher oder sonstige künstlerische Interventionen. Um der Menschen willen muss in unseren Kirchen ein Ort für dieses Anliegen sichtbar bleiben.

## **Kunststück**

Bilder in der Kirche

„Am Schlimmsten ist es immer nach dem Abbau der Weihnachtsbäume aus dem Altarraum. Dann fällt der Blick auf die nackte, weiße Wandfläche mit den schäbigen Schatten der sich auf dem Verputz abzeichnenden Stahlbetonstruktur im Mauerwerk. Das hat eine negative Aussage. Das Auge findet nichts, was der Andacht einen Anhaltspunkt böte.“ Solche Stimmen und Stimmungen fördern das Anbringen von Bildern und Aufstellen von Skulpturen in unseren Kirchen. Vor allen Dingen in denjenigen der Epoche der Moderne und damals Leergeräumten aus früheren Zeiten. Die Gläubigen vermissen eine adäquate Ausschmückung und beklagen fehlende Abbildungen unserer Heilsgeschichte. Sie konstatieren daher eine visuelle Sprachlosigkeit. Die Idee der reinweißen, stillen Wandmembran als Bild für das unabbildbare, unaussprechliche Geheimnis der Gottesgegenwart „in richtig geformter Leere als sprechendem Schweigen“ wie Romano Guardini formulierte, scheint unleserlich geworden. Bilderverbot und Epochen der Bildaskese folgten zurecht Zeiten, in denen Bildinhalte nicht mehr als Metaphern unaussprechlicher Heilsgeheimnisse erkannt wurden. Eindimensionaler Realismus birgt die Gefahr, unter der Oberfläche des Dargestellten nicht mehr in die Tiefe der Ahnung des Mysteriums vorzudringen.

Das Christusbild in unserer Zeit

Das Problem der Darstellung Jesu in seiner gleichzeitigen Menschlichkeit und Göttlichkeit löste die frühe Kirche mit der Nebeneinandersetzung einer Vielzahl unterschiedlicher Bildmotive, die dieses Geheimnis umkreisend, eine Identifizierung mit nur einem Aspekt ausschlossen. Ikonen der Ostkirche verhindern den Eindruck realistischer Abbildung durch Stilisierung und Hinzufügung theologisch deutender Beschriftungen. Das moderne Kunstwerk in seiner Abstraktion vom Gegenständlichen wahrt in gleicher Weise diese Mehrdeutigkeit und Offenheit solcher Illustrationen. Allerdings bedarf dies einer präzisen Ausführung von hoher künstlerischer Qualität und gleichzeitig einem vorurteilsfreiem und genauem Hinsehen. Nicht immer werden die fraglichen, geistesrelevanten Themen für die Liturgie zeitgenössisch überhaupt bearbeitet. Manches „Kunstwerk“ bleibt in rein dekorativer Oberflächlichkeit oder inhaltsleerem Tabubruch ohne Relevanz für den Betrachter, sein Denken, sein Fühlen und Beten. Viele in der Kirche tun sich schwer mit dem, was unter „moderne“ Kunst gezählt wird. Wie soll man Abstraktes in der Katechese, beispielsweise für Kommunionkinder oder Firmlinge verwenden? Welcher Erwachsene besitzt die nötige Offenheit und eine hinreichende Vorbildung? So findet man häufig schlechte, figurative sogenannte „religiöse“ oder „christliche“ Kunst in Drucken oder Kopien in die Kirchen gehängt. Manche, vielleicht drittklassige, neugotische Malerei kommt so wieder zu ungerechtfertigter Ehre und Aufstellung. Szenische Darstellungen aus

vergangenen Epochen oder nachgeahmt in deren Stil, erzählen nicht die Geschichten der Evangelien für den zeitgenössischen Blick. Das äußere Abbild ist bloß formal kopiert, sein inhaltlicher Sinn aber nicht vor einer lebendigen Erfahrung vom Künstler durchdrungen. Visuelle Kommunikation sieht heute anders aus.

Das Fundament – die Hl. Schrift

Dabei beweist die Tradition der Kunst die Vielschichtigkeit biblischer Erzählungen. Diese regten immer neu die abbildende Interpretation verschiedener Aspekte im Kunstwerk an. Ganz zentral ist die Auseinandersetzung mit der Gestaltgebung von Jesus Christus, dem wahren Abbild des unsichtbaren Gottes (1.Kol.15). Das Bild des von Maria präsentierten Kindes will das Paradoxon des alleinigen Weltenherrschers, dessen Reich aber nicht von dieser Erde ist, versuchen, mit dem Herzen verstehbar zu machen. Dem Gott davor Dankenden und Betenden relativieren sich Sorgen und Alltagsnöte in liebendem Vertrauen wie zwischen Mutter und Kind. Das noch unfassbarere Geheimnis unserer Erlösung wollen Darstellungen des Schmerzensmannes, des Gekreuzigten oder Toten (Pieta) für den Glaubenden andeuten. Hinter der Sichtbarkeit von Schmerz und Leid des Gemarterten, mit dem sich der Betrachter in Ängsten oder Momenten der Todesgewissheit leicht identifiziert, blitzt in guten Kunstwerken deutlich erkennbar die Ahnung der Heilzusage auf. Diese großen Menschheitssehnsüchte – die unzerstörbare Liebe in personaler Geborgenheit und der Tod als Lebenswende – sind häufig genug Thema aktuellen Kunstschaffens. Allerdings ist es in der gegebenen Vielstimmigkeit des Kulturbetriebes wirklich ein Kunststück, das zeitgenössisch Wahre und Passende zu finden. Gleichzeitig muss die entsprechende Aufgabenstellung an Künstler durch Glaubende und eine Kirchengemeinde auch deutlich formuliert werden. Fachkundige im Erzbistum, seinem Kunstmuseum oder Bildungswerken können in einem ersten Schritt hierfür geeignete Ansprechpartner sein.

### **Hört, hört ...**

Der Ort der Wortverkündigung

Die Konstitution des letzten Konzils „sacrosanctum concilium“ über die heilige Liturgie hat neben dem Altarsakrament als Realie der Gedächtnisfeier Jesu nachdrücklich die Gegenwart Christi im verkündeten Wort Gottes klar gestellt. In der Herausstellung eines Ambos sollte diese Aufwertung gegenüber dem früher einzigen Kirchenmittelpunkt, dem Hochaltar, sichtbaren Ausdruck finden. Damit sollte „den Gläubigen der Tisch des Wortes Gottes bereitet“ (SC 51) werden. Bei Neugestaltungen wurden damals diese beiden „Tische“ – Altar und Ambo – häufig aus demselben Steinmaterial, mit denselben Verzierungen und in der gleichen Formensprache

geschaffen. Als die beiden wesentlichen liturgischen Prinzipalien wurden sie prominent im Altarraum platziert. Damit wurden – auch künstlerisch überaus wertvoll gestaltete – Kanzeln überflüssig. Wenn nicht demontiert, eingelagert oder gar entsorgt, fristen sie ein aus rein kunsthistorischen Gründen legitimes Dasein. Mit Begriffen wie „abkanzeln“ oder „Kanzelton“ verbindet sich mit ihnen leider eine negative Erinnerung. Dabei handelte es sich um Funktionsgegenstände, die dem Verkündenden in großen Räumen einen herausgehobenen, die Stimme (Schalldeckel) verstärkenden Ort gewährten. In dieser Tradition mit Bema – der Rednertribüne in frühchristlichen Basiliken – und Kanzeln sind auch Ambonen rein von ihrer Funktion bestimmt und nicht – wie andere Prinzipalstücke – zusätzlich symbolbehaftet.

#### Markierung des Verkündigungsortes

Die künstlerische Formgebung mit Evangelistensymbolen, Bebilderung des Pfingstereignisses oder entsprechenden Darstellungen auf wechselnd angebrachten Antependien dient, vergleichbar wie die Auszeichnung mit einem Schnittblumenstrauß, lediglich dem Schmuck dieses Ortes. Die Auslage des Evangeliums am Ambo, damit Kirchenbesucher außerhalb in der Liturgie Kenntnis von den jeweiligen Tageslesungen nehmen können, verwirrt hier eher. Als seien im Altarraum nicht genügend Positionen belegt, würde dort dem Evangelium ein zusätzlicher, prominenter Platz eingeräumt. Geschieht dies gar in Parallelität oder Konkurrenz zum Tabernakel, ist das eine theologisch falsche Interpretation. Die feierliche Prozession mit dem Evangelium zum Ambo reduzierte sich auf das Umlegen des Buches von einer auf die andere Amboseite. Die Begegnung der Gemeinde mit ihrem Herrn geschieht in der gesprochenen Verkündigung des Wortes. Und das sind die Schriftlesungen nebst Antwortpsalm sowie die Predigt als deren Auslegung und die Fürbitten als Antwort der Gemeinde. Andere Dienste und Vollzüge, Begrüßung, Kommentare oder Abschluss der Feier, erfolgen eben darum nicht vom Ambo aus. Das Begegnen geschieht also im, vom Priester, Diakon oder Lektor vorgetragenen Wort, wie es durch diese Personen – in des Begriffs wörtlicher Bedeutung – hindurch klingt.

#### Der Klang der Worte

Hierbei hört die Gemeinde nicht nur die Bedeutung von Worten und versteht deren Aussage. An die Ohren dringt der Klang der Stimme zusätzlich sinnstiftend. Die heute übliche, elektronische Klangverstärkung verdient hier einmal unsere Aufmerksamkeit: Welche Stimmnuancen etwa gehen verloren? Werden überlagert vom Rauschen oder Knacken der Elektronikbauteile? Welche Aufdringlichkeit besitzt diese Technik mit Kabelführung oder ausladenden Mikrofonständern? Wie verändert die Existenz von Stimmverstärkern die Sprachqualität – ja sogar die Inhalte? Die Evangelien zeichnen in ihren Berichten ein lebendiges Bild der Klangqualität von Jesu Reden: Trotz einer ansonsten abstrahierenden Schilderung seines Auftretens finden sich zur Charakterisierung seiner Stimme eine Vielzahl differenzierender Begriffe. So „seufzt“

er über verhärtete Herzen, „schreit“ oder „ruft“ Kernpunkte seiner Botschaft heraus oder „schweigt“ beredt. (Math. 21,13; 10,1, Joh. 7, 37 oder Hebr. 5,17 ...) Seine ganze Existenz legt er in die Stimme seiner selbst. Neben vorbildlichen Taten ist die Glaubwürdigkeit (was wir mit „Authentizität“ meinen) des gesprochenen Wortes entscheidendes Element ansteckender Missionierung. Vielleicht könnte in kleinen Räumen, bei einer geringeren Anzahl Versammler, der Versuch gewagt werden, die Verstärkertechnik zu reduzieren. Das zwingt die Vortragenden zur präzisen Artikulation, langsamem und bewusstem Sprechen, und die Gemeinde zu aufmerksamem Hinhören. Es lohnt, vorurteilsfrei hinzuschauen, wie die allgegenwärtige und als selbstverständlich für jede Situation geforderte Verstärkertechnik auch die Inhalte unserer Liturgie, der Verkündigung, von Prozessionen und bei Sakramentenfeiern beeinflusst. Statt verstärkter Monologe als Einweg-Kommunikation, bekämen gemeinschaftlich oder im Wechsel gesprochene Gebete, Psalmen oder Litaneien einen eigenen Wert. Denn der Sinn aller Liturgie erfüllt sich im gemeinsamen Handeln vor Gott, dem Hören, Gedenken und Sprechen.

### ***Mitte und Höhepunkt***

Im Altarraum

Für unsere Liturgie, die Feier des eucharistischen Erinnerungsmahls, ist der Tisch im Zentrum der im Kirchenraum versammelten Gemeinde konstitutives Element. In unterschiedlichen Altargestalten zeigten sich in unserer Tradition verschiedene Aspekte der Interpretation dieses göttlichen Heilshandelns. Die Zusammenkunft und Feier über dem Märtyrergrab verdeutlichte das Verschmelzen der Zeitschichten in der geglaubten Anwesenheit der Verstorbenen mit dem lebendigen Christus. Im Bild des Opferstein-Altars wurde die Bedeutung der Aufopferung Jesu für die Seinen herausgestellt. Eine besondere Tradition bildeten chorraumfüllende Hochaltäre, auf denen die gesamte Heils- oder Heiligengeschichten zur Symbolisierung der dort gefeierten Geheimnisse bebildert wurden. Eine derart direkte Illustration war nach der Aufklärung in der Moderne nicht mehr möglich: Das Unsagbare symbolisierte die bildlose, weiße Apsiswand. Der Altar mit dem Allerheiligsten stand für die Schwelle zur Transzendenz. In der Epoche der liturgischen Erneuerung wurde mit Freistellung des Altars wieder der ursprüngliche Aspekt des Mahl- und Opfertisches in den Vordergrund gerückt.

Die Grundform des Altars ist der Tisch

Dieser Interpretation eines inmitten der Gemeindeversammlung aufgestellten „Esstisches“ folgt dessen Ausstattung mit Blumenschmuck und Tischwäsche: Traute Häuslichkeit signalisieren die Blumenvase mit dem Strauß oder ein dekoratives

Gesteck auf dem allseitig überhängenden Tischtuch. Neben Messbuch, Kreuz, Kerzen und Mikrofonständer wird die Tafel mit Kelchen, Ziborien und Brotschale aufgedeckt. Die Besonderheit und der Geheimnischarakter gehen über solche Arrangements leicht verloren. Eine gewisse Abstraktheit und formale Reduktion unterstreicht den Zeichencharakter der Eucharistie. Blumenvase und Kerzen müssen nicht auf dem Altartisch platziert sein. Jeder Gegenstand trägt ja eine Bedeutung, die das Geschehen jeweils symbolisiert: So sind aufzustellende Blumen nicht allein Dekoration, sondern als Schnittblumen in ihrer Pracht von begrenzter Dauerhaftigkeit, auch Sterbenszeichen. Wie auch das Altarkreuz, das die Mensaplatte als Symbol für den einen Christus als Schnitt- und Verbindungspunkt von Himmel und Erde markiert. So sprechen die Altarkerzen mit ihrer Lichtsymbolik von der Wandlung des Todesdunkels ins Licht. Diese „Sprache“ verstummt gleichsam, wenn diese Zeichen in falscher Dosierung präsentiert werden: Zu viele Kerzen in prachtvollen Goldständern drücken eher elitären Luxus und nicht mehr das schlichte Symbol aus. Eine mit Teppichen, Matten oder Läufern vollflächig belegte Altarplattform versprüht Wohnzimmeratmosphäre. Einzelheiten zur Vielfalt immergrüner Topfpflanzen im Altarraum seien hier nicht weiter vertieft. So etwas lenkt insgesamt von den wenigen, prägnanten Zeichen ab.

Wenn das Symbol verstummt

Das gilt auch, wenn diese Symbol-Gegenstände – Wachswülste schräg abgebrannter Kerzen, verwelkter, künstlicher oder immergrüner Blumenschmuck, schmutzige Altarwäsche oder auffällig unordentliche Mikrofonverkabelungen - Nachlässigkeit und geringe Wertschätzung signalisieren. Bereits ein untergeordnetes Detail in diesem unüberlegten oder ungepflegten Zustand kann eine verheerende Ausstrahlung auf die Gesamtsituation mit ihrer heiligen Handlung besitzen.

Sicherlich kommt es auf Inhalte, auf den Geist, in dem etwas geschieht, an, und nicht auf Äußerlichkeiten. Vielleicht decken Kollekten für den „Blumenschmuck“ oder „die Kirche“ nicht die Kosten oder es fehlt an Personal mit genügend Zeit, Sensibilität oder Engagement. Vielleicht unterschätzen alle Beteiligten in der Menge der Anforderungen die rechte Prioritätensetzung für die vielen „Chefsachen“. Dies alles ändert nichts an der Tatsache, dass jeglicher Inhalt immer auch über die sichtbare „äußere“ Form mitgeteilt wird. Wenn also die Eucharistie Mittel- und Höhepunkt unseres Glaubens und Feierns ist, dann muss sich ihre Zelebration in der Qualität der Ästhetik sämtlicher Gestaltdetails spiegeln.

Martin Struck

Erzdiözesanbaumeister

*Die hier wiedergegebenen Aufsätze sind in loser Reihenfolge zwischen dem 17.03. und 16.06.2011 in der Kölner Kirchenzeitung erschienen.*



## In eigener Sache

Wir hoffen "Schwarz auf Weiß" 2010 hat Ihnen gefallen. Wenn Sie unsere Arbeit, die Herausgabe unserer Zeitschrift und unsere Ausstellungskataloge unterstützen wollen, sind wir überaus dankbar. Laut Freistellungsbescheid des Finanzamtes sind wir berechtigt, steuerwirksame Spendenquittungen auszustellen.

Spenden sind erbeten auf das Konto:

**Erzbistum Köln**  
**Pax Bank eG, Konto-Nr. 55050, BLZ 370 601 93**  
**Verwendungszweck: 21238 – 487 002 71 "Förderverein**  
**Künstlerseelsorge"(unbedingt angeben)**

Für den Verein zur Förderung christlicher Kunst und Unterstützung der  
Künstlerseelsorge e.V.

Prälat Josef Sauerborn  
Künstlerseelsorger